



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Schiefe Stellung im Ministerium Altenstein.- Sturz des Altenstein'schen Ministeriums.- Rücktritt Humboldt's in die Diplomatie.- Ernennung zum Gesandten in Wien.- Besuch bei Stein.- Beschaffenheit des ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

## Zweiter Abschnitt.

### Diplomatische Thätigkeit.

Nicht die Zerfallenheit der Dinge, nicht die Noth des Staats als solche hatte Humboldt entmuthigen können. Aus der Arbeit des Wiederaufbauens selbst hatte er Muth geschöpft; es war ihm gelungen, auch unter den Beschwerden des Actentisches und in den Discussionen des Rathszimmers den heiteren Gleichmuth der Muße zu bewahren. Aber gegen Eins war nicht aufzukommen und Eins war nicht zu ertragen. Der Dinge getraute er sich, Herr zu werden: an den Menschen schien alle Aussicht auf Rettung zu scheitern. „Das wahre und bedeutendste Unglück,“ so äußerte er, sei dies, daß es an Männern von großem Kopf und Energie, von dem Geist und Charakter Stein's mangle. Das, in der That, war ein sehr mildes Wort, wenn es sich auf die Dohna und Altenstein, die Goltz und Beyme bezog. Kein höherer Zweck, kein gemeinsamer Plan, kein Begriff auch nur von der zu lösenden Aufgabe leitete die Wirksamkeit dieser Minister. Man hatte das Eine Princip, statt nach Principien nach Chancen zu regieren, die Dinge zu benutzen wie sie kämen, sie kommen zu lassen, statt sie herbeizuführen. Ohne die einheitliche Leitung eines Staatsraths zerfiel die Regierung in die verschiedenen Departements. Je weniger die einzelnen Zweige in einander eingriffen, desto häufiger erfolgten gegenseitige Uebergriffe. Je weniger ein herrschender Kopf an der Spitze stand, desto mehr suchte Einer den Andern zu beherrschen, desto offeneres Feld hatte die persönliche Intrigue. Die Nation war unvertreten und ohne

Stimme: gerade in dem Geheimniß suchte man eine Stütze der Mißregierung. Die Schwäche des Königs machte die Schwäche seiner Rathgeber noch verhängnißvoller. Nachdem der Staat durch einen furchtbaren Stoß von außen erschüttert war, nachdem ihm die rettende Hand Stein's entzogen war, so ging er jetzt durch die Rath- und Thatlosigkeit seiner Leiter mit raschen Schritten seiner inneren Auflösung entgegen.

Das Peinlichste mußte sein, in einer solchen Regierung mitten inne zu stehn, ihre Schwäche und Elendigkeit zu übersehn und nicht helfen zu können. Unter allen Verwaltungszweigen war derjenige, welchem Humboldt vorstand, der einzige, in dem eine höhere Auffassung der Dinge, ja der einzige, in dem Ordnung und eine zweckmäßige Thätigkeit herrschte. Es war klar, daß auf die Dauer selbst das gesunde Glied unter dem Siechthum des Ganzen leiden, daß durch die Zerrüttung der ganzen Maschine über kurz oder lang auch die einzigen noch brauchbaren Räder zum Stocken gebracht werden müßten. Der Leiter des Cultus und Unterrichts war nicht so gestellt, daß er selbst und allein für sein Wirken verantwortlich gewesen wäre. Seine Stellung im Ministerium des Innern machte ihn zum Untergebenen eines Mannes, der zwar das Beste, aber nur mit dem schwächsten Willen und mit den kürzesten Gedanken wollte. Durch diese Schwäche war der Graf Dohna in völlige Abhängigkeit von Altenstein gerathen. Der Wirthschaftsinspector, wie Schön klagte, befand sich in den Händen des Rentmeisters. Das Finanzministerium, selbst in der äußersten Haltlosigkeit und Zerrüttung, beherrschte und verwirrte die Verwaltung des Innern. Es gab Collisionen ohne Unterlaß, und die immer wachsenden Finanzverlegenheiten waren am Ende das allein dominirende Princip. Ein Mann, der, wie Humboldt, seine ganze Wirksamkeit von einer großen Idee bestimmen ließ, paßte überhaupt nicht in diese ideenlose Gesellschaft. Allein das Schlimmste war, daß seine Ideen Geld, und viel Geld kosteten. Bald sah er sich die Hände gebunden und in der Ausführung seiner Entwürfe von allen Seiten gehemmt und beengt. Dies nahm zu seit der Verlegung der Regierung von Königsberg nach Berlin. Im März 1810 hatte die Verwirrung und mit der Verwirrung die Kopflosigkeit den Gipfel erreicht. Ausdrücklich erklärte Altenstein und mit ihm die übrigen Minister, daß es unter

den dormaligen Umständen, bei der völligen Erschöpfung der Finanzen unmöglich sei, „große Reformen in der Organisation des Innern zu wagen.“ Jede Ansicht mußte damit für Humboldt schwinden, in der bisherigen Weise fortzuwirken. Und nicht das bloß. Die jüngsten Erklärungen Altenstein's waren von der Art, daß jede Gemeinschaft mit dem Regiment, welchem er den Namen gab, zum Verbrechen am preussischen Staate ward. Denn mit nichts Geringerem als mit der Ehre dieses Staates hatte er endlich seinen Verlegenheiten abhelfen, den Staat selbst hatte er des Staates wegen verschleudern wollen. Gedrängt durch die Forderungen Napoleons wegen der Rückstände der Kriegsteuer, hatte er sich nicht entblödet, die Abtretung Schlesiens als das einzige Rettungsmittel aus der Noth vorzuschlagen. Es war hohe Zeit, zu thun, was schon früher die Merckel und Vincke gethan. Es galt, sich loszusagen von einer Regierung, die sich ihrerseits von den geheiligtesten Ueberlieferungen preussischer Größe und preussischen Ruhms, von dem Andenken Friedrichs, von dem Glauben an Preußens Zukunft los sagte. Schon bei der Annahme seines neuen Postens hatte sich Humboldt den Rücktritt in die Diplomatie vorbehalten. Er bat jetzt, am 29. April 1810, um die Erlaubniß, sich aus der Verwaltung zurückziehen zu dürfen.

Zwar, so schlimm stand es noch nicht mit den Hohenzollern, daß sie vor dem Gedanken nicht zurückgeschreckt wären, den staatsmännischen Bankerutt eines unfähigen Ministers mit dem besten Capital der Monarchie, mit der Eroberung des großen Königs zu decken. Jener Vorschlag kostete dem Altenstein'schen Ministerium den Besitz der Gewalt. Hardenberg, aus seiner Zurückgezogenheit hervorgerufen, hatte die Möglichkeit eines anderen Regierungssystems dargelegt. Mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, war er am 7. Juni mit dem Titel eines Staatskanzlers an die Spitze der Geschäfte getreten. Der Entschluß Humboldt's blieb nichtsdesto weniger derselbe. War es, daß er auch nach dieser Veränderung die Erneuerung peinlicher Conflict in einer so wenig selbständigen Stellung besorgte, war es, daß er auch Hardenberg nicht für den Mann der Situation hielt, war es, daß ihm auf alle Fälle die Thätigkeit des Verwaltens zu sehr verleidet war, um es selbst mit neuen und fähigeren Menschen auf's Neue zu versuchen:

genug, er begnügte sich, den ihm anvertrauten Verwaltungszweig in's beste Geleise gebracht und wenigstens Eine große Schöpfung in's Leben gerufen zu haben. In der That, es scheint, daß ihn vorzugsweise der Wunsch bei seinem Entschlusse festgehalten hat, aus dem Druck der Geschäfte zu einem seinen Neigungen und seinem individuellen Plan mehr entsprechenden Leben zurückzukehren. Dem Ruf der Pflicht hatte er sich nicht entzogen. Gerade die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie erfüllt hatte, ließ ihn nicht länger als unentbehrlich erscheinen. Unter solchen Umständen trat die Erwägung in ihr Recht, ob er seine Kräfte noch ferner, in einer immerhin prekären Lage, demjenigen, was ihm als das Höchste galt, völlig entziehen sollte. Seine Absicht war nicht, wie im Anfang der neunziger Jahre, dem Staate gänzlich den Rücken zuzukehren. Er wünschte eine Lage, in der er noch immer dem Vaterlande nützen könne, in der ihm aber zugleich gestattet wäre, sich und seinen Ideen zu leben. Seinem Wunsch ward entsprochen. Er wurde bestimmt, den Grafen von Finckenstein abzulösen. Durch Cabinetsordre vom 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien mit dem Charakter eines Geheimen Staatsministers ernannt. Die Leitung der Section übernahm für's Erste Nicolovius. Sie ward später dem Geheimen Staatsrath von Schuckmann übergeben, nachdem Hardenberg vergeblich versucht hatte, Alexander von Humboldt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abzurufen und diesen an des Bruders Stelle für den erledigten Posten zu gewinnen.

Nicht ganz so trat Humboldt in die diplomatische Laufbahn zurück, wie er einst, acht Jahre früher, in dieselbe eingetreten war. Die Gedanken und Stimmungen, mit denen er nach Wien ging, waren nicht genau die, mit denen er nach Rom gegangen war. Er hatte eine ernste Schule durchgemacht. Er hatte die Noth und das Bedürfniß des Vaterlandes von Nahem gesehn. Er hatte tief in den öffentlichen Dingen mitteninne gestanden. Die Folge war, daß ihn bei seinem Rückzuge aus der Verwaltung ein stärkeres Interesse an Staats- und Geschäftsfachen begleitete, als er je zuvor besessen hatte. Auf Schritt und Tritt während seiner Wirksamkeit in Preußen war ihm der Geist eines Mannes begegnet, mit dem er schon von seinem römischen Gesandtschaftsposten aus gelegentlich correspondirt

hatte.<sup>1)</sup> Von hundert Lippen hatte er den Namen Stein's mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen hören, und Zeuge war er gewesen, wie das Andenken an den großen Verbannten um so kräftiger in den Herzen fortlebte, je mehr die neue Verwaltung aus der von ihm vorgezeichneten Spur wieder ausbog. Ein herzliches Verlangen hatte ihn daher ergriffen, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Im September — ohne die Eröffnung der Berliner Universität abgewartet zu haben — befand er sich auf dem Wege nach Wien. Auf diesem Wege, oder auf einem Umwege vielmehr, den er eigens zu diesem Zwecke machte, sah er zunächst in Teplitz Gents wieder und verweilte zwei Tage bei demselben.<sup>2)</sup> Von Teplitz aber wandte er sich nach Prag; denn dorthin hatte Stein sich seit dem Juni von Brünn übersiedelt. Des freundschaftlichsten Empfanges durfte er gewiß sein. Denn Stein hatte mit billiger Theilnahme die Wirksamkeit Humboldt's als Leiter der Section des Unterrichts und Cultus verfolgt. Ja, so günstig war die Ansicht, die er über den Charakter und die Talente des Mannes gefaßt hatte, daß er in der Denkschrift, die er gleich nach Hardenberg's Ernennung zum Staatskanzler an diesen einschickte, den Rath erteilen konnte, Humboldt neben der Section des Unterrichts zugleich an Stelle des unfähigen Grafen Goltz mit der Leitung des Auswärtigen zu betrauen.<sup>3)</sup> Diese günstige Ansicht ward durch das persönliche Zusammentreffen beider Männer nur bestärkt. Es legte den Grund zu einer Freundschaft, welche ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer Naturen bis an's Ende ausdauernde und durch brieflichen wie persönlichen Verkehr beständig unterhalten wurde. Stein bedauerte nunmehr, nicht früher die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der ihm der würdigste und nützlichste Genosse bei der Regeneration des preussischen Staates gewesen wäre. Besonders tief aber war der Eindruck des großen Reformers auf Humboldt. Persönlich, in einer individuellen Erscheinung,

1) Wenn anders Wilhelm von Humboldt in dem Citat bei Berg, II. 614, Anmerkung 36, gemeint ist.

2) Gents an Adam Müller in Schlesier's Ausgabe von Gents' Schriften, IV. 366, und an Rahel, ebendaf. I. 117.

3) Berg, II. 498.

standen jetzt die Interessen vor ihm, mit denen er seit seiner Rückkehr nach Deutschland, halb wider Willen und mehr als halb gegen seine Neigung vertraut geworden war. Nicht reiner war ihm ehemals in Schiller der Ernst des künstlerischen Schaffens im Elemente der Idee entgegengetreten, als jetzt der Ernst patriotischer und staatsmännischer Praxis. Der gute Geist der echten, von tief sittlicher Gesinnung getragenen Politik stand leibhaftig vor ihm. Er mußte inne werden, daß diese vollkommene Hingebung an das Schicksal des Vaterlandes, diese einzige Leidenschaft für die sittliche Ordnung des Gemeinwesens, dieser Feuereifer für gemeinnütziges Wirken, daß das Alles doch auch etwas sei. Als die Hoffnungen Deutschlands, die Lage Preußens, die Pläne Hardenberg's, der nur eben jene geheime Zusammenkunft mit Stein gehabt hatte, als das Verhältniß Oesterreich's zu Preußen, als Menschen und Dinge, Grundsätze und Maßregeln zwei Tage lang zwischen den Beiden besprochen worden waren, da war Humboldt durchdrungen von dem unschätzbaren Werth, da hatte er ganz den großen Kopf und den größeren Charakter Stein's erkannt. Er bedauerte nun — so schrieb er bald darauf von Wien an den neu gewonnenen Freund — „nicht zu der Zeit in Deutschland gewesen zu sein, wo Sie bei uns thätig waren; mit und unter Ihnen zu arbeiten, würde mir jetzt doppelte Freude und Beruhigung sein.“ Noch warm von den Gesprächen, die er mit Stein geführt hatte, gestand er nun, daß auch er die Pflicht kenne, die er dem Vaterlande schulde. Er sei zwar überzeugt, daß er nie mehr in Berlin werde gebraucht werden: dennoch sei sein Vorsatz, sich keinem Ruf zu entziehen. Die schöne Muße einer Zwischenzeit wolle er eben deshalb nicht bloß wie früher zu gelehrten Arbeiten, sondern nebenher auch zu finanziellen und staatswissenschaftlichen Studien benutzen.<sup>1)</sup>

Allein freilich, wie schon diese Aeußerungen zeigen: seinen jetzigen Posten sah Humboldt vorwiegend wie einen Ruhe- und Mußeposten an. Für die Zukunft zwar hielt er sich bereit: vorläufig betrachtete er sich wie einen aus dem Geschäftsjoch Ausgespannten, der nur gleichzeitig dem Gemeinwesen seine guten Dienste nicht gänzlich ent-

1) Humboldt an Stein. Pertz II. 534. Das richtige Datum des Briefes ist wahrscheinlich der 18. October; vgl. ebendaf. Stein an Humboldt d. d. 28. October.

zöge. Und ein Mußeposten war, wie die Dinge standen, der Wiener Gesandtschaftsposten in der That. Ohne Zweifel war auch Humboldt mit Stein der Ansicht, daß das letzte Ziel, welches die preussische Diplomatie anzustreben habe, dasselbe mit dem der inneren Verwaltung, daß es die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem Joch der französischen Herrschaft sei. Ohne Zweifel waren die beiden Staatsmänner unter sich und waren beide mit Hardenberg übereingekommen, daß nichts zur Erreichung dieses Zieles so wichtig sei, als die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden deutschen Staaten, deren Eintracht schon im Jahre 1804 Geng für die „letzte und gleichsam sterbende Hoffnung Deutschlands“ erklärt hatte. Es war dies jetzt viel klarer noch als es im Jahre 1804 gewesen war; denn beide Staaten waren durch die Erfahrung belehrt worden, daß einer ohne den anderen der Uebermacht Frankreichs nicht gewachsen sei. Es war nicht minder klar, daß der Versuch einer Annäherung von Preußen ausgehen müsse; denn als sich Oesterreich 1809 von Neuem zum Kriege entschlossen hatte, waren die beiden Rivalen quitt gewesen, und dennoch hatte Preußen abermals dem Heldenkampfe der Oesterreicher mit verschränkten, oder, wie es selbst sich entschuldigte, mit gebundenen Armen zugefehnt. Allein leider war eine solche Annäherung auch niemals schwieriger, niemals die Aussicht, daß sie Erfolg haben werde, entfernter gewesen. Auch Oesterreich war jetzt zum Tode erschöpft. Auf die höchste Kraftanstrengung war die höchste Ermattung gefolgt. Das System des Widerstandes hatte dem System der Ergebung Platz gemacht. Die Fesseln der Knechtschaft waren durch die Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft scheinbar gemildert, in Wahrheit verstärkt worden. Jeder Gedanke an Krieg war fahren gelassen, seit Metternich an Stadion's Stelle getreten, und die Sorge, den zerrütteten Finanzen des Staates aufzuhelfen, absorbirte vollständig die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung. Gebunden, auf der anderen Seite, und bewacht, erschöpft und verzagt war auch Preußen. Es hätte, auf's Höchste, conspiriren mögen: es fand, daß es im gegenwärtigen Augenblick zwar vielleicht mit den versteckten Gesinnungen, aber nicht mit der Macht und der Politik Oesterreich's conspiriren könne. Die Instructionen und die Geschäfte eines preussischen Gesandten in Wien waren daher vorläufig von geringer Be-

deutung. Sie beschränkten sich auf Beobachten und Berichterstaten. Es galt, die Stimmung der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Hauptaufgabe war, Vertrauen zu Preußen zu erwecken, und für alle Eventualitäten die Möglichkeit einer Annäherung vorzubereiten. Am besten gelöst wurde diese Aufgabe, wenn der Gesandte mehr sah als that, wenn er sich möglichst still und discret verhielt.

Humboldt war sicher der discreteste und Hardenberg, wenn es sein mußte, der vorsichtigste der Menschen. Es war viel, daß der Staatskanzler dem österreichischen Hofe die vertrauliche Mittheilung zugehen ließ, daß er für seine Maasregeln in der inneren Verwaltung die Billigung Stein's bei einer geheimen Zusammenkunft in Schlesien erhalten habe.<sup>1)</sup> Es war im Uebrigen nicht seine Gewohnheit, die Gesandten von anderen als denjenigen Dingen zu unterrichten, die unmittelbar auf den Ort ihrer Mission Bezug hatten; noch im Anfange des Jahres 1812 hatte Humboldt nur dunkle und unvollständige Nachrichten von dem Zustande in Preußen.<sup>2)</sup> Seine Pflicht legte ihm demgemäß wenig Arbeit auf. In der redlichsten Gesinnung that er diese Pflicht, aber er that schlechterdings nicht mehr. Wie bereit er unter andern Verhältnissen gewesen wäre, eine größere politische Wirksamkeit auf seine Schultern zu nehmen, es war natürlich, daß er unter den gegenwärtigen wieder sich selbst, nicht die Geschäfte als den Mittelpunkt seines Lebens betrachtete. Je länger er in Wien war, desto mehr sah er die Berliner und Königsberger Zeit, wo er genöthigt gewesen, dies umzukehren, wieder wie eine Anomalie in seinem Lebensgange an. Sie hatte ihn zu einem Andern gemacht. Nun sei er wieder der Alte, schreibt er im Sommer 1812 an Wolf,<sup>3)</sup> derselbe, der er vor 1809 gewesen, der Alte in Absicht seiner Interessen und seiner Art, die Dinge anzusehn. „Denn das Gesandtengeschäft,“ fügt er hinzu, „ist so locker und lose, daß es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei große Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch.“ Kaum war er, Mitte October 1810, in Wien angekommen, so packte er seine Bücher aus, um

1) Perz, II. 571 nach einem Briefe Humboldt's an Stein vom 16. Februar 1811, vergl. a. a. O. S. 621 Anm. 71.

2) Humboldt an Stein, den 3. Januar 1812, bei Perz, III. 594.

3) G. W. V. 294.

vor Allem seine alten, seit dem Eintritt in das Ministerium liegengeliebenen linguistischen Studien<sup>1)</sup> wieder aufzunehmen. Dieselben bezogen sich in erster Linie noch immer auf das Baskische. Er hatte über der Masse der Berufsgeschäfte, in denen er sich plötzlich seit 1809 befand, den von lange her gehegten Plan, ein eignes Werk über die Basken und deren Sprache auszuarbeiten, aufgeben zu müssen geglaubt, und war um so bereitwilliger auf den Vorschlag des Professor Vater in Königsberg eingegangen, in den dritten Band des von diesem fortgeführten „Mithribates“ einen ausführlichen Aufsatz über die Baskische Sprache einzurücken; allein auch dieser Aufsatz war nicht zu Stande gekommen. Er nahm jetzt die Idee einer eignen Schrift über diesen Gegenstand wieder auf, begann dieselbe auszuarbeiten und verhiess in einer ausführlichen Ankündigung zu Ende des Jahres 1812 das Erscheinen derselben in einem oder höchstens anderthalb Jahren.<sup>2)</sup> Er kehrte gleichzeitig an die Erfüllung des dem Fortsetzer des Mithribates gegebenen Versprechens zurück, beschränkte sich aber nun auf eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Artikel über das Baskische.<sup>3)</sup> Aus dem erwähnten Briefe an Wolf erfahren wir, daß er sich jetzt, in Wien, auch mit der Erlernung der Ungrischen Sprache abgab. Auf's Neue endlich, und abermals durch seinen Bruder, wurde ihm das Studium der americanischen Sprachen näher gebracht. Alexander von Humboldt hatte einen Theil seiner großen Reisebeschreibung vollendet. Im November 1811 war er bei seinem Bruder in Wien zum Besuch. Er drückte den Wunsch aus, daß dieser ihm für sein

1) An Stein, bei Perz, II. 534.

2) In F. Schlegel's deutschem Museum Bd. II., Heft 12. Auch dem Königsberger Archiv vom Jahre 1812 war die „Ankündigung“ beigelegt; sie fehlt dagegen in den G. W.

3) Diese „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithribates“ erschienen dann freilich erst 1817 im 4. Theil des Mithribates, S. 275 ff., und, in besonderem Abdruck, in demselben Jahre, Berlin bei Voß. Einweilen ward nur der Schluß dieser Arbeit („Proben Baskischer Schreibart und Dichtung“) von Vater im Königsberger Archiv (für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, Jahrgang 1812, 3. Stück, S. 277 ff.) veröffentlicht. In die G. W. ist auch dies Stück nicht aufgenommen. Vergl. übrigens auch die Vorrede zur 1. Abthl. des dritten Bandes des Mithribates, S. III. IV. und 2. Abthl. desselben Bandes, S. 432 Anm. 2.

Reisewerk eine Abhandlung über die americanischen Sprachen schreibe. Der Versuch, diesem Wunsch zu entsprechen, führte Wilhelm zu anhaltender Beschäftigung mit Sprachen, die durch ihre grammatische Analogie mit der Vaskischen seine Aufmerksamkeit doppelt reizten.<sup>1)</sup> Sprachstudien und sprachphilosophische Betrachtungen füllten so den größten Theil seiner Zeit. Andres spielte jetzt mehr nebenher, oder machte sich als Reminiscenz vergangener Tage geltend. Wolf hatte sich durch Uebersendung seiner Ausgabe von drei Platonischen Dialogen dem alten Freunde wieder mehr genähert. Die Widmung erinnerte ausdrücklich an den Antheil, den Humboldt an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe. Humboldt las die drei Dialoge auf einer Reise, die er im Sommer 1812 von Wien aus nach Thüringen machte, um daselbst Rechnungen und Privatgeschäfte zu besorgen. Kurz vorher hatte ihn die Reise seines Monarchen nach Prag und Töplitz, auch mit Göthe in Karlsbad zusammengebracht, und alte und neue Themata, Wolf's Aristophanesübersehung und Niebuhr's römische Geschichte<sup>2)</sup> waren dabei zur Sprache gekommen. Noch lebhafter endlich war er an die Zeit von Jena durch ein Schreiben von Körner erinnert worden, welcher mit der Abfassung einer Skizze von Schiller's Leben umging.<sup>3)</sup> Besuchsweise fand sich Körner auch persönlich in Wien ein. Er hatte außer dem Freunde einen Sohn hier. In dem Talente Theodor Körner's trieb das alte Verhältniß der Körner'schen Familie, die Pietät zu Schiller und der Glaube an die Schiller'schen Ideale lebendige Blüthen. Der junge Dichter war ein gern gesehener Gast in dem Humboldt'schen Hause.

In Beziehung auf literarischen Umgang fand sich übrigens Humboldt in Wien nicht viel besser gestellt als in Rom. Er fand bei Friedrich Schlegel, der jetzt im Dienste Oesterreich's und des Katholicismus die literarischen und philosophischen Ausschweifungen seiner Jugend büßte, zwar Anknüpfungspunkte für sein sprachwissenschaftliches Interesse; in Sachen des Alterthums jedoch konnte er ihn nicht für voll ansehen, und er konnte sich noch weniger mit

1) Humboldt an Stein, Pers. III. 595.

2) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527. 528.

3) Auf diesen Brief ist der Humboldt'sche vom 26. Januar 1811 („Aus Weimar's Glanzzeit,“ S. 30 ff.), den wir im Obigen öfters angezogen, die Antwort.

seinen geschichtspphilosophischen Schrullen, mit dem katholisch-romantischen Doctrinarismus des Mannes vertragen. Wien überhaupt war der Sitz, die Zufluchts- und Versorgungsstätte der toll oder faul gewordenen Romantik. Außer Schlegel hatte sich, durch Hardenberg an Humboldt empfohlen, auch Adam Müller in Wien eingefunden, nachdem er in Preußen vergeblich die unverschämtesten Literatenkünste angewendet hatte, um sich eine Anstellung zu erschwindeln. Vor Allem, und als ältester Ueberläufer, war Gutz hier. Mit diesem ließ sich doch reden. Denn auf die romantische Doctrin wenigstens war dieser nichts weniger als veressen. Nur aus Politik im Grunde und aus Frivolität cultivirte er gelegentlich diese Richtung, und nur seine Nüchternheit war es, die ihn zuweilen nach den Luxusartikeln der neuesten Poesie und Metaphysik lüftern machte. Er war eben jetzt, im Gegensatz zu den phantastischen Speculationen seines Freundes Müller, mit ernsten Studien über die Natur des Papiergeldes beschäftigt, mit Dingen also, denen auch Humboldt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hatte.<sup>1)</sup> Alte Erinnerungen der familiärsten Art kamen dem Verhältniß zu Hülfe, waren aber doch, wie wir überzeugt sind, nicht im Stande, dasselbe zu jener tieferen geistigen Vertraulichkeit zurückzubringen, die ehemals in Berlin zwischen Beiden bestanden hatte, und die später bis auf einen gewissen Grad sich von Neuem einstellte. Wenn Gutz jetzt gegen Rahel renommirte, daß er sich gegenwärtig weit über Humboldt fühle, daß derselbe nichts mehr als ein ungemein angenehmer Gesellschafter sei, daß „alle Furcht und alles Imponiren“ verschwunden sei, so war es, weil Humboldt nicht für gut fand, dem auf bloße Verstandes- und Lebensroutine Heruntergekommenen mehr zu zeigen, als er verstand und verdiente. Ueberhaupt war ihm in der geistigen Atmosphäre Wien's nicht wohl. Abgewandt von der ganzen „modernen“ Richtung, die sich hier breit machte, lebte er sein besseres Leben still in sich. Wohl verstand er es, in der üppigen und glänzenden Kaiserstadt sich mit all' der Salongewandtheit, mit all' dem liebenswürdigen aristokratischen Anstand zu bewegen, der in den Circeln der österreichischen Aristokratie geschätzt und gepriesen ward:

1) Humboldt an Stein vom 3. Januar 1812 a. a. D. Vergl. Gutz an Perthes in Perthes' Leben II. 231.

lieber saß er über seinen Büchern gebückt, oder genoß des Glücks, mit den Seinigen wieder vereint zu leben. Und er hoffte, dieses Glücks noch lange zu genießen. Daß der Strudel der öffentlichen Angelegenheiten ihn aus aller häuslichen und wissenschaftlichen Ruhe herausreißen und hin und her werfen werde, ließ er sich noch in der Mitte des Jahres 1812 entfernt nicht träumen. Für jetzt schrieb er um diese Zeit an Wolf, bleibe er gern noch einige Jahre in Deutschland. Im Grunde aber habe er doch nur die Schwelle Deutschland's betreten. Er und seine Frau lebe in Wien eigentlich immer mit den Gedanken in Italien; Italiänisch bleibe meist noch die Hausprache in der Familie. Dorthin kehre er daher gewiß zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen lasse. Genug, wenn man nur die Ueberzeugung festhalte, daß jede Aenderung vernünftigerweise nirgends anders hinführen könne.

Eine gewaltige Aenderung, in der That, stand bevor; aber sie führte nicht nach Italien. Die Aussicht auf dieselbe hatte Stein nach Rußland geführt. Humboldt fand den großen Agitator schon nicht mehr in Prag, als er im Juni daselbst mit seinem Souverain zusammengetroffen war. Friedrich Wilhelm war kurz vorher in Dresden gewesen; er hatte durch die demüthige Huldigung Napoleon's das schmählische Bündniß besiegelt, welches Preußen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Rußland verpflichtete. Schon hatte Napoleon den Niemen überschritten, als Humboldt, von Burgörner aus, jene Zeilen an Wolf schrieb, die keine Silbe von Krieg oder Politik enthielten. Kaum wird der Gesandte in Berlin, wohin er sich, vor seiner Rückkehr nach Wien, Ende Juli zu einem zehntägigen Aufenthalte begab, schon Nachrichten vorgefunden haben, welche irgend ein Urtheil über den Ausgang der Napoleonischen Expedition gestatteten; noch weniger wird er politische Instructionen von einer Regierung mitzunehmen gehabt haben, welche durch ihre völlige Unterwerfung unter Frankreich jeder selbständigen Politik entsagt hatte. Bald genug indeß, und Nachrichten der wunderbarsten Art drangen nach dem Westen. Der Tag der Rache, der Tag der Befreiung war im Anbruch. Die Flammen von Moskau und das Eis der russischen Felder waren dem Eroberer zum Verhängniß geworden. Die schönste und größte Armee der Welt war bis auf wenige bejammernswürdige Trümmer vernichtet; in jäher Flucht war

Napoleon über die Grenze des Reiches zurückgejelt, das er zu beherrschen gedacht hatte. Es folgte der hochherzige und glorreiche Verrath York's; es folgte die Erhebung der Provinz Preußen. Die Völker des Ostens waren in Bewegung gegen den Westen; lange genug hatte der Strom der Eroberung von Westen nach Osten gefluthet. Noch ein kurzes Zaudern und Schwanken in Berlin; endlich hatte der Geist und Rath Scharnhorst's den Sieg davon getragen. Preußen war der Verbündete von Napoleon's Feinden. Von Breslau aus hatte der König dem Sieger von Jena den Krieg erklärt, und auf den Ruf „An mein Volk“ stürzte zu den Waffen was Waffen tragen konnte.

Der Wiener Gesandtenposten hatte aufgehört, ein Mußeposten zu sein; auch über die Schwelle des preußischen Gesandtenhotel's drang die Begeisterung ein, welche Preußens ganze Bevölkerung ergriffen hatte. Nur desto schwieriger war die große Aufgabe zu lösen, der sich Humboldt jetzt gegenüber fand. Es handelte sich, den Beitritt Oesterreich's zu gewinnen; aber Oesterreich war seiner politischen Natur, wie seiner Lage nach so ganz anders gestellt als Preußen. Auch Oesterreich war durch die französischen Waffen besiegt und gedemüthigt worden: es theilte insofern die Sympathien und die Interessen der Verbündeten von Kalisch. Allein es hatte seitdem mit Napoleon seinen Frieden gemacht, es war durch menschliche und politische Bande mit Frankreich verknüpft, und es war insofern an der Erhaltung des Thrones und der Macht des französischen Kaisers interessirt. Oesterreich war eben Oesterreich. Wie jedes Land seine Landesart und Landessprache hat, so hat die anomale Beschaffenheit dieses Staates seiner Politik einen Charakter aufgeprägt, der verschieden ist von der Politik aller andern Staaten. Dieser Staat ist nicht auf große Wagnisse nach Außen: er ist im Innern auf Ruhe und Stillstand angewiesen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die man in drei blutigen Kriegen davongetragen, noch waren die Niederlagen von Austerlitz und Wagram in schreckendem Andenken. Eine neue Furcht erwuchs aus dem demokratischen Geiste, den die Proclamation von Kalisch und die Aufrufe der preußischen Regierung athmeten, den die Stein und Scharnhorst schürten, der ganz Preußen in fieberhafte Bewegung versetzte. Schon zu viel, daß man Ein Mal einen Volkskrieg zu führen ver-

sucht hatte; lieber doch als mit der Revolution wollte man mit Frankreich gehn. Die Freiheit Europa's und die Unabhängigkeit Deutschlands endlich kamen für Oesterreich nur erst in zweiter Linie in Betracht. Diese Dinge waren blos Mittel zum Zweck; der große Zweck hieß Machtgewinn und Selbsterhaltung. Zu beiden gegenüberstehenden Parteien hingezogen, von beiden abgestoßen, war man entschlossen, die Gunst dieser Lage zum eignen Vortheil auszubenten. Beide sollten auf Oesterreich bieten und um seine Hülfe werben. Die zerrütteten Finanzen machten es wünschenswerth, daß man ohne Schwertschlag und lediglich in der Rolle des Vermittlers zum Ziele gelangte; man wollte im Nothfall den Beistand des österreichischen Schwertes so theuer wie möglich, an die meistbietende und an die sicherste Partei verkaufen. Egoistisch, lavirend und zweizüligig war daher jetzt, wie immer, die österreichische Politik. Sie glich dem Verfahren des Arztes, der in Anbetracht der gebrechlichen Constitution seines Kranken die Anwendung drastischer Mittel scheut und den Triumph seiner Kunst nicht in die Heilung, sondern in die Lebensverlängerung setzt. Sie glich auch darin dem Staate, dem sie angehört, daß sie, so gemischt wie dieser, die italienische List und Verstellungskunst unter der Maske deutscher Biederkeit und Gutmüthigkeit zu verstecken wußte. Und es traf sich, daß ein Mann an der Spitze der österreichischen Regierung stand, dessen einzige Tugend die war, durch und durch österreichisch zu sein. Der Charakter Metternich's bestand darin, daß er so ganz ohne Sinn und Gefühl für individuelle Sittlichkeit war, daß jene specifisch österreichische Politik vollkommen die Stelle der Moral bei ihm einnahm. Er war kein wahrhaft großer und er war kein ganz schlechter Mann. Die verwickelte Lage und die Gebrechlichkeit des österreichischen Staates war das Maas seiner Weisheit und Kühnheit: das Deficit seiner Sittlichkeit und Rechtlichkeit wurde gedeckt durch seinen Patriotismus. Er war vollkommen stumpf gegen jedwede idealere Forderung: er besaß die feinste Fühlung für die Bedürfnisse seines Landes. Er war jetzt, seit der russischen Katastrophe, schlechterdings entschlossen, sich um Treue und Glauben sowenig wie um die Interessen der deutschen Nation zu kümmern, sondern lediglich zu thun und zu lassen, was seinem Oesterreich, dem so hart mitgenommenen, nur eben in der Erholung begriffenen, gut thun möchte.

Wir kennen leider die Berichte nicht, welche Humboldt von Wien aus an seinen Hof sandte, und es fehlt uns damit das beste Mittel, uns über sein Benehmen und seine Wirksamkeit seit dem Januar 1813 ein genaues Urtheil zu bilden. Wir sind nichts desto weniger vollkommen überzeugt, daß Niemand, wer immer in Wien residirt hätte, im Stande gewesen wäre, das österreichische Cabinet früher, als es nun geschah, zum Beitritt zu bewegen; ja, es scheint uns vielmehr, daß Humboldt in mehr als Einer Beziehung vorzugsweise geeignet war, die den Allirten günstige Wendung der österreichischen Entschlüsse herbeiführen zu helfen. Eine heftige oder leidenschaftliche, eine harte oder spröde Natur würde sehr wenig am Platze gewesen sein. Mit Bestürmen und Zubringen würde schwerlich viel ausgerichtet, gewiß viel verdorben worden sein. Wer auf die Politik Oesterreich's einen wenn auch noch so leisen Einfluß ausüben wollte, mußte sich in die eigenthümliche Lage und Weise des österreichischen Staates hineingefunden haben, mußte vertraut mit dem Charakter und der Individualität Metternich's sein. Es war die Stärke Humboldt's, der Eigenthümlichkeit der Dinge und der Menschen gerecht zu werden. Durch seine Gesinnung und durch seine ideale Auffassung stand er im Vertrauen und in der Achtung von Stein: er hatte sich dessenungeachtet durch seinen weltmännischen Sinn und vermöge seines geselligen Humors auch mit Metternich auf den besten Fuß gesetzt. Er billigte von Herzen den Aufruf des Königs und er jubelte im Stillen über den Geist, der in seinen Landsleuten erwacht war; aber er wußte, daß Kaiser Franz einen Schander vor dieser neusten Form des Jacobinismus hatte, und daß es der Gipfel der Thorheit gewesen wäre, am Hofe zu Wien die Sprache des Lagers und Hofes von Kalisch und Breslau zu reden. Er wird ohne Zweifel sein Bestes gethan haben, das Wiener Cabinet über diesen eiglichen Punkt zu beruhigen. Schwerlich hätte er der Auffassung beige stimmt, welche den Verbündeten nach der Schlacht bei Rügen den Entschluß jener Sendung Scharnhorst's eingab. Das Erscheinen Scharnhorst's in Wien hätte Metternich's Plan, die Franzosen über die Absichten Oesterreich's völlig im Dunkeln zu lassen, gekreuzt; es hätte die Entwicklung zu Gunsten der Allirten eher verschüttet als befördert. Es ist bekannt, daß ein Wink Metternich's den Abgesandten zur Umkehr bewog: der uner-

müßliche Treiber war an seinem Ende, er kehrte nach Prag zurück, und bald hatte das edelste und festeste deutsche Herz, ein Herz voll Weisheit und Muth, zu schlagen aufgehört. Aber nicht bloß das Drängen Scharnhorst's, auch jede Einmischung von Seiten des regelmäßigen Gesandten hätte Oesterreich in den Augen Frankreich's compromittirt. Schon längst hatte Metternich alle sichtbaren Beziehungen und allen Verkehr mit Humboldt abgebrochen. Der preussische Gesandte spielte nur noch die passive Rolle, an dem großen Betrüge mitzuwirken, der so erfolgreich gegen den französischen Gesandten durchgeführt wurde. Er begnügte sich, zu beobachten, zu berichten und abzuwarten. Er täuschte sich wahrscheinlich, trotz aller Versicherungen Metternich's, auch darüber nicht, daß jener Betrug, unter Umständen, ebenso gut nach der anderen Seite gewandt werden könne. Er glaubte nicht an seinen Freund Metternich, allein er glaubte, trotz Metternich, an die Macht der Dinge, an den Genius Deutschland's und an das Glück der guten Sache.

Wenn seine Rechnung so war, so hatte er sich nicht verrechnet. Es war unmöglich, Napoleon auf die Dauer zu täuschen. Der Graf von Narbonne, welcher den früheren französischen Gesandten Otto in Wien ablöste, hatte bald das doppelte Spiel des österreichischen Ministers und die anti-französische Gesinnung der österreichischen Aristokratie durchschaut. Er benachrichtigte seinen Herrn von dem, was er gesehen und gehört hatte. Es stimmte mit dem überein, was diesem ungefähr gleichzeitig aufgefangene Depeschen der in Wien accreditirten Gesandten, darunter auch Humboldt's an den König von Preußen, verrathen hatten. Von diesem Augenblick an war der Unwille Napoleon's gegen Oesterreich der beste Verbündete Preußen's und Rußland's. Durch Napoleon selbst ward Oesterreich auf die Seite seiner Gegner, ward es endlich von der gehofften Vermittlerrolle in den Krieg gedrängt. Unvergessen ist dem Kaiser Franz jener Brief, in welchem er nach der Schlacht bei Lützen seinen kaiserlichen Schwiegersohn zum Frieden aufforderte, „nachdem eine erste Affaire die Leidenschaften abgekühlt und viele Trugbilder zertheilt habe.“ Frieden nun erst recht, aber ein Frieden, bei dem es selbst gewönne, war das mit den heißesten Anstrengungen verfolgte Ziel Oesterreich's. Um Frieden war es auch Napoleon zu thun; aber am wenigsten sollte dieser Frieden Oesterreich, über dessen Treu-

losigkeit er nunmehr enttäuscht war, zu gute kommen. Seine Absicht ging auf eine Einzelverständigung mit Kaiser Alexander. Er hielt die Hoffnung darauf fest, selbst als ein erster Versuch dazu völlig gescheitert war. Nur in dieser Hoffnung ging er endlich, nachdem er bei Buzen die Verbündeten zum zweiten Male geschlagen hatte, auf den österreichischen Vorschlag eines Waffenstillstandes und eines Friedenscongresses, ja sogar auf die von den Verbündeten gestellte Bedingung ein, daß die österreichische Vermittelung schlechterdings als Basis für diese Friedensverhandlungen gelten müsse.

Denn auf das Geschickteste hatte Oesterreich inzwischen bei den Verbündeten die Aussicht aufrecht zu erhalten gewußt, daß es zuletzt doch mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen werde. Nur um Oesterreich entgegenzukommen, hatte man von dieser Seite eingewilligt, die kriegerischen Unternehmungen durch diplomatische Verhandlungen zu unterbrechen. Und Oesterreich, von Napoleon abgestoßen, schien in der That seinen Feinden Schritt für Schritt näher zu kommen. Kaiser Franz, von seinem Hofe und Ministerium begleitet, hatte am 1. Juni Wien verlassen und war seit dem 12. auf dem Schlosse zu Gitschin, dem russisch-preussischen Hauptquartier in Reichenbach bei Weitem näher als dem französischen in Dresden. Mit diesem Schritte änderte sich auch die Lage Humboldt's. Er hatte die Weisung erhalten, sich während der Abwesenheit des Kaisers und Metternich's von Wien in's Hauptquartier zu begeben.<sup>1)</sup> An demselben Tage wie der Kaiser verließ er die Hauptstadt und erschien in Reichenbach, um hier zunächst bei der Abschließung der Subsidienverträge mit England seine Hülfe zu leihen. Das eigentliche Hauptquartier aber der Diplomatie, der Centralpunkt aller großen Verhandlungen war Ratiborzitz, ein Lustschloß der Herzogin von Sagan. Hierher begab sich daher Humboldt von Reichenbach aus, in Begleitung des Staatskanzlers, zum Behuf einer Zusammenkunft mit Metternich. Die weitere Entwicklung des Verhältnisses Oesterreich's, das Ergebnis der Verhandlungen Metternich's mit Napoleon mußte abgewartet werden. In dieser abwartenden Situation ließ der Staatskanzler Humboldt in Ratiborzitz zurück. In

1) Vergl., auch für das Folgende, Humboldt an die Prinzessin Louise von Preußen, den 28. Juni 1813, bei Perz, III. 673.

vielen Betracht war diese Situation nicht ohne Annehmlichkeiten. Außer Humboldt hatte sich auch Genty hier niedergelassen, und Genty war gerade der Mann, um Alles, was in den Dingen selbst Peinliches lag, vergessen zu machen und für sich und Andre die vergnügliche Seite hervorzukehren. Auch Humboldt wußte es, wie Genty zu schätzen, daß man als Gast der Herzogin von Sagan besser als irgendwo sonst aufgehoben war. Es war ohne Zweifel höchlich interessant, in der Mitte von vier Höfen gleichsam einen eigenen Hof zu halten. Man empfing und man erwiderte die Besuche der höchsten Herrschaften; kein Tag verging ohne politische Neuigkeiten, ohne Gäste und Gastereien, ohne ein kaiserliches oder königliches Diner. Das Unsichere des allgemeinen Zustandes mußte nichts desto weniger von einem Manne wie Humboldt schwer empfunden werden. Seit der großen Wendung der Dinge, seit der Erhebung des preussischen Volkes hatte die lebendige Geschichte wieder einen neuen Reiz für ihn bekommen. Der Anblick eines für seine Unabhängigkeit begeisterten, zu jedem Opfer bereiten Volkes hatte auch ihn erhoben. Seine während zweier Jahre der mattesten diplomatischen Thätigkeit ziemlich blaß gewordene Theilnahme an den staatlichen und nationalen Angelegenheiten, hatte auf einmal wieder Farbe, und eine frischere Farbe bekommen, als selbst 1809 und 1810. Zu sehr aus kalter Pflicht, zu sehr aus idealer Höhe herab hatte er damals an der Restauration der Monarchie mitgearbeitet. Zu erhoben über die Noth der Zeit, hatte er, als Erzieher des Volkes, zu wenig herzliches und gemüthliches Eingehn in die Leiden desselben gezeigt. Seine Thätigkeit war die gediegenste und würdigste, aber sie war nicht eigentlich volksthümlich und specifisch national gewesen. Die Ideen, welche ihn geleitet, waren groß und trefflich, aber sie waren ein wenig zu klassisch, mehr antik als preussisch, mehr allgemein menschlich als populär gewesen. Ein Staatsmann war er gewesen, wie die Göthe und Schiller Poeten waren, — zu Perikleisch für einen preussischen Minister, wie jene zu Homerisch und Sophokleisch waren. Und viel zu tief lag ja das in seiner Bildung und Gesinnung begründet, als er je davon hätte loskommen können. Aber diesem Strom der Begeisterung, diesem wunderbaren Ausbruch patriotischer Empfindung, wie er jetzt zum Vorschein gekommen, dieser unmittelbaren Gewalt des Nationalgefühls war nicht zu widerstehen. Etwas

wenigstens von dem eigenthümlichen Pathos der Befreiungskriege drang ein in die Seele Humboldt's. Jene Worte: „An mein Volk“ klangen auch in ihm nach. Ein Volk, welches auf den Ruf seines angestammten Fürsten aufsteht, um seine Fesseln zu zerbrechen und seine Nationalität zu retten, das war ein Anblick, der auch ihn im Innersten ergriff. In der tiefsten Aufregung folgte Caroline von Humboldt der ungeheuren Bewegung, die die liebsten Menschen ihr von der Seite in Kampf und Gefahr hinwegriß, die, ach! den Dichter von Leier und Schwert allzufrüh die Süßigkeit und den Ruhm des Todes für's Vaterland kosten ließ. Hatte doch auf den Ruf zu den Waffen auch Theodor von Humboldt die Hochschule von Heidelberg wieder verlassen, um als Freiwilliger zur Armee zu gehn; schon hatte er dem Feinde gegenübergestanden und hatte Narben aufzuweisen, als er seinen Vater in Ratiborzitz aufsuchte. Es ziemte sich für den Jüngling, war die Meinung des Vaters, „an dem Kriege Antheil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern soll.“<sup>1)</sup> Wie hätte er bei solcher Gesinnung nicht die Sorgen theilen sollen, welche bei dem Stillstand der kriegerischen Operationen und bei der Hinzögerung des Entschlusses Oesterreich's alle diejenigen erfüllten, die nur in kräftiger Fortführung des Kampfes Heil sahen? Längst stand er mit mehreren Mitgliedern der königlichen Familie in nahen Beziehungen. Seit der Königsberger Zeit waren diese Beziehungen sowie die Theilnahme an dem Schicksal des königlichen Hauses noch inniger geworden. Einen continuirten Briefwechsel unterhielt er namentlich mit der Fürstin Radziwill, Prinzessin Louise von Preußen, und gegen diese eröffnete er sich jetzt über seine Ansicht der Dinge. Wie gern möchte er das beunruhigende Dunkel zerstreuen können, welches die Zukunft verhülle, aber er sehe noch keinesweges klar über die bevorstehende Entwicklung. „Wohl glaube ich sagen zu können,“ fährt er fort, „daß die Dinge nicht eigentlich schlecht gehen werden; aber noch weniger wahrscheinlich ist es, daß sie wirklich gut gehen sollten, und eben das ist es, was mich, nach so schönen und edlen Anstrengungen, in Verzweiflung setzt. Ich irre mich vielleicht, aber mir scheint, daß der Zustand, der sich gegenwärtig ergeben wird, eine eiserne Mauer sein wird, die man

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. D. S. 13.

nicht so leicht von Neuem wird durchbrechen können, und darum gerade zittre ich, daß er nicht auf hinreichend soliden Grundlagen zu Stande kommen dürfte.“ Er besorgte, man sieht es, daß die österreichische Vermittelung dennoch einen Frieden herbeiführen werde, und er besorgte, daß dieser Friede ein fauler Friede sein werde.

Noch wenige Wochen indeß, und es war ihm gestattet, an seinem Theil diese Befürchtungen vereiteln zu helfen. Eine bedingte Beitrittsversicherung war endlich in Reichenbach von Oesterreich erlangt worden; in Dresden hatte darauf Metternich dem französischen Kaiser selbst gegenübergestanden; das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich war zerrissen; Oesterreich hatte freie Hand, zwischen den kriegsführenden Parteien zu vermitteln, und in Prag sollte nach alle dem der letzte Versuch zu Herbeiführung des Friedens gemacht werden. Unter Verlängerung des Waffenstillstandes war der Termin zur Eröffnung des Prager Congresses zuletzt auf den 12. Juli angesetzt worden. Von französischer Seite wurden der Graf von Narbonne und Caulaincourt, Herzog von Vicenza, als Unterhändler erwartet. Rußland sollte durch den Staatsrath von Anstett, Preußen durch Humboldt vertreten werden. Beiden Bevollmächtigten war es ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden, die ganze Würde ihrer Höfe aufrecht zu erhalten, und vollständig und gewissenhaft auch England's Interessen bei den Unterhandlungen wahrzunehmen.

Es war der seltsamste Congress, der vielleicht jemals Statt gefunden. Niemand, der in der Mitte des Juli nach Prag gekommen wäre, hätte gewahr werden können, daß hier das ungeheure Werk der Herstellung eines Friedens betrieben werde, der nach einem Menschenalter voll Krieg und Verwirrung, dem Welttheil die Ruhe wiedergeben sollte. Der einzige Caulaincourt, erschien mit dem ganzen Gepränge, wie es einem Bevollmächtigten Napoleon's und einem Großwürdenträger des Kaiserreichs anstehen mochte. Aber nicht vor dem 27. traf der Herzog in Prag ein; bis dahin war Alles still; man sah nur Anstett's und Humboldt's Wagen, und sah sie so ruhig durch die Stadt rollen, als ob es schlechterdings für Diplomaten in dieser Zeit nichts zu thun gäbe. Nur die junge und schöne Fürstin Esterhazy war von Wien hierhergekommen, und man erzählte sich, daß sie bestimmt sei, die Honneurs des Congresses zu machen. Ihre Abendgesellschaften und die Mittagsgesellschaften des